Rüstungen vor uns, und wir zweifeln nicht, daß in diesem edlen Kampfe der Sieg auf ihrer Seite bleiben werde. Haben sich erst die verwandten geistigen Elemente zu einer organischen Bildung zusammengefunden, dann wird sich's erst zeigen, welch eine werbende Kraft in dieser Idee liegt, das deutsche Volk von dem ihm eingeflößten Gift des Antisemitismus endlich und hoffentlich auf immer zu erlösen.

Herr v. Stephan.

„Zurück, Du rettest den Freund nicht mehr!“ konnte man gestern dem Abgeordneten Dr. Hammacher zurufen, als dieser im Reichstage auftrat, um zuerst zu versichern, daß er es absolut nicht für richtig halte, im Parlament Lobreden auf die Regierung zu halten, und dann — in der bekannten Manier, welche einige seiner Freunde berühmt gemacht hat, am Schluß der Rede das Gegentheil ausführend von dem anfangs Gesagten — einen Panegyrikus auf den Generalpostmeister anstimmte, wie er toller kaum gedacht werden kann. Und wenn er im Verlaufe seiner Bemühungen, das Loblied möglichst eindrucksvoll vorzutragen, auch noch so pathetisch ausrief: Das ist der „alte Stephan“ — so glaubte ihm das wohl nur Jemand, der den Staatssekretär im Laufe der Sitzung nicht beobachtet, der ihn nicht stets gesehen, ihn nicht schweigen gehört hatte. Nein, Stephan wird alt — das zeigte der Verlauf der beiden letzten Reichstagssitzungen recht deutlich. Die heftige Rede vom Mittwoch erinnerte an die bekannte oratorische Leistung des Fürsten Bismarck, welche sogar seinen treuen Nationalliberalen das Wort entschlüpfen ließ: „Bismarck wird alt“, ein Ausspruch, den man mit Bezug auf Herrn v. Stephan nun wohl auch wird anwenden dürfen.

Der Unterschied zwischen dem Auftreten des Generalpostmeisters am Mittwoch und Donnerstag war ein so gewaltiger, daß ein Mann, der, wie Herr v. Stephan, auch Schlachten-Reminiscenzen anzuführen nicht verschmäht, bei dem Anblick des gestern so apathisch Dasitzenden hätte citiren können: „Gestern noch auf stolzen Rossen — heute durch die Brust geschossen.“

Ja, es läßt sich nicht leugnen, der Husarenritt, den der Herr Generalpostmeister an diesem Tage unternahm, hat mit einer völligen Niederlage geendet. Aus der Offensive wurde nicht die Defensive — nein, der Herr General und Postmeister wagte sich am zweiten Schlachttage nicht einmal mehr zu vertheidigen.

Was mag Herrn v. Stephan wohl Anlaß gegeben haben zu den so sehr scharfen Angriffen auf dieselbe Presse, die nie mit ihrer Anerkennung über seine Thätigkeit zurückgehalten hat? Wir können nur Vermuthungen anstellen und wollen auch nicht damit zurückhalten, weil Herr v. Stephan denselben durch eine beiläufige Bemerkung Nahrung gegeben hat. Er sagte nämlich mit Bezug auf die Kritik seiner Verwaltung in der Presse: „Meine Stellung befestigen Sie damit blos; das kann ich Ihnen sagen.“ Damit giebt der Staatssekretär des Postamts zu, daß seine Stellung nicht so fest ist, wie sie sein könnte, und weil ihm nun wahrscheinlich ebenso wie uns das Gerücht zu Ohren gekommen ist, daß ein General sein Nachfolger werden solle, so hat er vielleicht bei sich gedacht: vom Postwesen verstehe ich mehr, wie ein General — was wir gern unterschreiben wollen — und im Uebrigen kann ich es einmal mit einem recht schneidigen Generalston versuchen.

Die Rede des Herrn v. Stephan war ferner auch den Schluß zu, daß es ihm in der Regierung an dem nöthigen Einfluß fehlt, und daß er gleich manchen anderen Ministern sich in der üblen Lage befindet, das Gegentheil von seiner eigenen Ansicht vertreten zu müssen; denn wie er selbst zugiebt, liegt die Sache bei ihm so, daß er bei seinen Entscheidungen „auf den Finanzminister angewiesen ist“. Demgegenüber sollte doch Herr Herr v. Stephan den Standpunkt vertreten, daß die Post ein Verkehrsinstitut ist und nicht eine Einnahmequelle für das Reich bilden soll.

Auf alle schwachen Punkte in den Ausführungen des Staatssekretärs einzugehen, würde an dieser Stelle viel zu viel Raum erfordern; wir müssen uns daher auf wenige Bemerkungen beschränken und können dies um so eher, als die Kanonade des Generalpostmeisters durch ein von allen Seiten kommendes vernichtendes Geschützfeuer zum Schweigen gebracht worden ist.

Bei den Bemerkungen über die Telephongebühren fällt auf, daß ein Verkehrsbeamter wie Herr v. Stephan es so darstellt, als ob die Ermäßigung der Gebühren nur im Interesse Weniger und nicht auch indirekt im Interesse des gesammten Handels und Verkehrs liege. Für diese wenig handelsfreundliche und -verständige Auffassung stützte sich Herr v. Stephan am Mittwoch unter größter Heiterkeit des Reichstages auf die nationalökonomischen Ansichten des Herrn Singer, und am folgenden Tage mußte er erleben, daß das Wenige, was er an Herrn Singer verständig fand, noch nicht einmal allen Sozialdemokraten einleuchtet, und daß Herr v. Vollmar schärfer für Verkehrserleichterungen eintritt als der Generalpostmeister. Der siegesgewisse Ausruf des Letzteren: „Volksthümlich ist diese Sache ganz gewiß nicht“ erscheint damit vollständig widerlegt.

Unglücklich war Herr v. Stephan, als er sich auf die Sozialdemokraten stützte, unglücklich auch, als er ein Wort, welches die Freisinnigen auf Zuckerprämien und Brennermonopole mit Recht angewandt haben, zu verwerthen trachtete. Er suchte nämlich mit den „Taschen sämmtlicher Steuerzahler“ zu operiren, die herhalten müßten, wenn man Anlagen mache, deren Rentabilität nicht von vornherein feststehe. Hat Herr v. Stephan auch so gedacht bei Errichtung aller der vielen Postagenturen, Hilfsstellen und dergleichen, oder hat er nicht vielmehr nach der moralischen Verpflichtung der Post gehandelt, wenn sie einmal ein Monopol hat, auch unparteiisch allgemein dem Verkehrsbedürfnisse Rechnung zu tragen, ohne Rücksicht, ob auch ein Gewinn dabei herauskommt?

„Noch eigenthümlicher“ — um die Worte des Generalpostmeisters beizubehalten — kommt uns sein Verhalten gegenüber der bekannten Petition um Ermäßigung der Gebühren für Zeitungsdepeschen vor. „In aller Eile“ sieht er sich die Petitionen an, glaubt zu entdecken, daß sie meist von freisinnigen Blättern herrühren — was ihm nachher als falsch nachgewiesen wird — und versucht nun, nicht etwa die ausführlichen Zahlenangaben über die Behandlung der Presse im Auslande zu widerlegen, was überhaupt wohl nicht möglich ist, sondern beginnt mit einer etwas groben Erklärung, daß man mit solchem „Petitionstande“ der Regierung nicht „imponiren“ könne — ein offenes Geständniß von einem Regierungsvertreter! — und schließt mit einem, wie der Abgeordnete Vollrath treffend bemerkte, etwas „patriarchalischen“ Rathe darüber, was die Presse im Interesse ihrer Würde zu thun habe.

Und was zwischen diesem Anfang und diesem Schluß liegt, ist auch nicht viel besser. Zunächst eine Insinuation, daß jeder Verleger in seinem egoistischen Interesse für seine Zeitung die Vergünstigung erstrebe, während einige der Verleger, welche die Petition unterschrieben haben, vielleicht nachweisen könnten, daß, vom Standpunkte der Konkurrenz betrachtet, die Ermäßigung der Telegraphengebühren ihnen höchstens Schaden bringen würde. Daran schließt sich ein Selbstlob, ähnlich dem, welches kürzlich schon in einer offiziösen Notiz der „Köln. Ztg.“ enthalten war, unter Bezugnahme auf das Ausland, das nach Herrn v. Stephans Anschauung nur citirt werden darf, wenn es ihn lobt. Dann kommt ein Renommiren mit Wohlthaten der Post, welche u. A. darin bestehen sollen, daß die Postbeamten die Zeitungsdepeschen weitläufig schreiben, damit die Redaktionen zwischen die Zeilen korrigiren können, eine Wohlthat, die aber häufig bei den Typendruckdepeschen in Plage umgewandelt wird. Daran schließt sich ein Witzeln über unnütze Depeschen, wobei zu beachten ist, daß die von ihm citirte Depesche von dem steinwerfenden betrunkenen Tischler von demselben Wolffschen Büreau telegraphirt wurde, dessen unwesentlichste Nachrichten vor jeder wichtigen anderen Depesche den Vorzug haben, wenn die letztere nicht dreifach bezahlt wird. Endlich eine unmotivirte und unbewiesene Behauptung, daß Zeitungen sich Depeschen ohne Draht auf dem „Rücken der Botenfrau“ schicken ließen.

Erst als der Generalpostmeister durch Erwähnung der eigenthümlichen Stellung des Wolffschen Büreaus zu einer zweiten Erwiderung gezwungen wurde, versuchte er zu „beweisen“, daß die Ermäßigung einen Zuschuß sämmtlicher Steuerzahler im Interesse der Zeitungen darstellen würde. Eine Wortgebühr von drei Pfennigen soll die „Selbstkosten“ nicht decken. Aber Herr v. Stephan sollte seine „Berechnungen“ lieber noch einmal durchsehen lassen; ob sie besser stimmen, als die Statistik über die Ausgaben der Presse für Telegramme, die ihm als ganz falsch nachgewiesen wurde.

In Bezug auf die ungerechte Bevorzugung, welche das Wolffsche Büreau genießt, mußte Herr v. Stephan zugeben, daß noch aus preußischer Zeit her ein Vertrag mit demselben besteht, den der Norddeutsche Bund mit übernommen hat. „Die Telegraphenverwaltung geht die Sache dahingehend nichts an“, erklärte er am Mittwoch, und am Donnerstag verweigerte er jede Auskunft über die Natur des Vertrages, da er über politische Gesichtspunkte keine Auskunft geben könne. Sehr schön war die Rolle, die hier Herr v. Stephan spielte, nicht. Klarheit über diesen Vertrag wird hoffentlich die Annahme des Richterschen Antrages zur Folge haben, welcher den Reichskanzler um Auskunft über die Bevorzugung des Wolffschen Büreaus ersucht, und gegen den nur die konservativen Parteien stimmten.

Die zweite Mittwochsrede schloß der Staatssekretär nach altem Bismarckschen Rezept mit der Frage, weshalb die Schlachten im Teutoburger Walde, bei Leipzig und Sedan denn geschlagen wären, wenn unsere Blicke sich noch immer auf das Ausland richteten. So fragt ein Mann, der mit den Fortschritten der Kultur und dem Gange des Weltverkehrs vor Allem vertraut sein sollte! Dies wurmstichige Rezept aus der nationalen Bismarckschen Apotheke verjüngt heute nicht mehr! Es ist in Wahrheit veraltet. Heute nimmt die Regierung das Gute — und nur in diesem Sinne hatte man das Ausland citirt — wo sie es findet. Paßt Herr v. Stephan nicht in diesen neuen Kurs? Dann hätten die doch Recht, welche sagen, er sei alt geworden.

---

* Als wir im Herbst v. J. die Nachrichten über den **Rücktritt des Grafen Waldersee** von dem Amte eines **Chefs des Generalstabes** als noch „verfrüht“ erklärten, waren wir im Recht. Jetzt aber scheint der Augenblick gekommen, in welchem die geplante Veränderung in der Leitung des Generalstabes Thatsache werden soll. Die N. A. Z. meldet zum wenigsten, dem Vernehmen nach werde der Chef des Generalstabes Graf Waldersee als **Nachfolger** des Generals der Infanterie **v. Leszczynski** das Kommando des **9. Armeekorps** übernehmen. Wir enthalten uns für den Augenblick, das Geschehniß nach seiner militärischen Tragweite zu kommentiren. Nur sei es uns gestattet, daran zu erinnern, daß vor einigen Monaten ein Werk erschien, betitelt: „**Untersuchungen über die Taktik der Zukunft, entwickelt aus der neueren Kriegsgeschichte von Fritz Hönig**“, aus dessen Vorwort wir einige Seiten abdrucken. In diesem Vorwort aber wird die Organisation unseres Generalstabes und die Ideen, welche für die Leitung desselben maßgebend geworden sind, einer ebenso scharfen als unerbittlichen Kritik unterzogen. Es hieß dort:

Die Strategie soll dafür sorgen, daß da, wo man schlagen will, das in wirksamer Richtung und mit möglichster Ueberlegenheit geschehe. Die Strategie verlangt daher sicheren Blick in jeder einzelnen Phase der Gesammtlage, in Bezug auf die Berechnung aller Zeit-, Raum-, materiellen und politischen Größen und Ausnutzung aller Verkehrsmittel. Alle Strategen waren fleißige Arbeiter, gute Rechner, Kenner der Kriegsschauplätze und der Kriegsgeschichte und Erkenner dessen, was in Bezug auf die Erfordernisse der Zeit für die Ueberlegenheit an Zahl auf bestimmtem Raum und in gewisser Zeit von Vortheil sein kann. Strategen sind daher immer zuerst Männer der Wissenschaft gewesen und, wenn man will, auch eines Systems. Wer den großen Bau eines Heeres leiten will, muß selbst Alles berechnet oder geprüft haben, was auf die Leitung der Massen Bezug hat. Der Strategie kann hierbei Gehilfen (Generalstabsoffiziere) nicht entbehren; er muß sie vorarbeiten lassen, aber die Prüfung und Abschlußanordnungen ruhen auf dem Generalstabschef.

Die gegenwärtigen Massenheere erfordern bereits im Frieden einen Hauptheil an Arbeiten, Vorarbeiten, Vorbereitungen und Bereitstellungen aller Art. Die Strategie ist für so und so viel bestimmte Fälle mit ihren verschiedenen Erfordernissen organisirt, die Rollen sind vertheilt, sie ist mehr wie je Wissenschaft geworden, mehr wie je aber auch der Gefahr ausgesetzt, ein bureaukratisches Ungeheuer von zahlreichen ineinandergreifenden Rädern zu zeitigen, Büreauchefs statt Generalstabsoffiziere zu erziehen und heranzubilden. Ein Jeder steht an einer bestimmten Stelle in dieser riesigen Maschine und für Jeden sind drei, ja vier Offiziere als Ersatz vorhanden, für dieselbe Stelle, dieselbe Thätigkeit, dasselbe Geleise. Setzt man einen in ein anderes, so geht die Sache nicht sogleich, weil er nicht Alles wissen kann; der „Russe“ kann den Dienst der „Franzosen“ nicht und beide kennen vielleicht die fremden Heere besser als das eigene. Der ungeförte Gang eines so riesigen Räderwerkes verlangt einen fleißigen und genialen Mann an der Spitze, der gewissermaßen die großen Züge einer jeden Kriegsmöglichkeit in seinem Kopfe trägt. So etwas fällt nicht ohne Weiteres „Praktikern“ zu, sondern man muß darin emporgewachsen und damit verwachsen sein.

Dieser Charakter ist heute allen Generalstäben mehr oder weniger eigenthümlich, ihn leugnen wollen, wäre thöricht. Sind die nöthigen Feldherren da, um die Armeen ꝛc. zu führen, dann kann ein Büreauchef genügen. Hatte doch Napoleon I. auch nur einen Gänserich! Sind diese aber einmal nicht da, und das möchte bei der menschlichen Mittelmäßigkeit auf allen Gebieten das Normale sein, dann könnte es sich schwer strafen, daß die wahre und dauernde Basis für die Entwickelung jedes Generalstabsoffiziers von Werth nicht mehr in dem nöthigen Grade gepflegt wird. Es ist die Kriegsgeschichte! Sie richtig betrieben, kann im Frieden hauptsächlich verhüten, daß der Einzelne unter den bestehenden Verhältnissen zum pedantischen Büreauchef, statt zu einem tüchtigen, zum Handeln aufgelegten, kriegsgeschichtlich durchbildeten Generalstabsoffizier wird, und es würde eine heilsame That sein, wenn kein Offizier in den „Generalstab der Armee“ gelangen könnte, der nicht etwa drei Jahre in der Abtheilung für Kriegsgeschichte gewesen wäre. Wer Lust zur Kriegsgeschichte hat und wer Phantasie besitzt, wer gelernt hat, was man durch beide sich erwirbt, der wird niemals zu einem Büreaukraten; der wird vielleicht kein vorzüglicher Büreauchef, aber ein desto tüchtigerer und brauchbarer Generalstabsoffizier; und die Liebe zur Kriegsgeschichte verschwindet nicht mehr, sondern sie nimmt zu, wenn dem Gegenstande erst Geschmack abgewonnen worden ist. Die Massen der Zukunft werden übrigens in Wirklichkeit strategische Virtuosenstücke, wie dasjenige Napoleons im Februar 1814, verbieten. Sie werden zu den allerdings nicht mehr so leicht zu lösenden Aufgaben, welche die Strategie stellt, Lösungen finden müssen, die sich mehr der Mittelmäßigkeit anpassen.

Ringter. Sie mußte dann immer wieder von Neuem kämpfen, verlorenes Terrain sich zu erobern suchen. Und das war ihr langweilig und lästig.

Aber wenn Georgine Tarwasse überlegte, und, wie ihr schien, mit Aussicht auf Erfolg in Erwägung zog, welche Mittel die geeigneten seien, eine Trennung zwischen den beiden Schwestern hervorzurufen, blieb doch immer ein Hinderniß! So lange sich die kleine Georgine bei Emma aufhielt, bestand ein natürliches Bindemittel zwischen Jenen. Also das Kind mußte von Emma fort, und das war nur zu ermöglichen, indem sie ihre Nichte an sich heranzog. Daß sie bei der Letzteren sehr leichtes Spiel haben würde, wußte sie, aber sie kannte auch Emmas Macht und entschlossenen Willen, abgesehen davon, daß Martha bei aller ihrer Uneigennützigkeit und Bravheit sich dem Gedanken nicht verschließen werde, daß es wenig klug sein würde, mit der Erbtante gänzlich zu brechen.

An dem Tage, an welchem durch die Unterredung mit Emma zum ersten Mal in dem Oberregierungsrath der Gedanke wirklich Wurzel gefaßt, sich von seiner Frau zu trennen, begab sich Georgine Tarwasse zu Martha hinaus und traf diese, als sie eben dabei beschäftigt war, nach dem Tode ihres Mannes einmal, wie sie sich selbst ausdrückte, wieder Licht und Ordnung in ihre Geldsachen zu bringen.

„Guten Morgen, liebste, beste Martha! Eigentlich hatte ich sehr viel um die Ohren, auch bin ich schrecklich erkältet, aber ich wollte doch sehen, wie es Dir geht, und Dich fragen, ob Du erlaubst, daß ich übermorgen bei Dir den Abend zubringe. Mein Mann und Sophia haben Einladungen angenommen. Tarwasse ist zu einer L'hombre-Partie gebeten, und Sophia in einem Konzert — da möchte ich, wenn Du nicht etwa zu mir kommen wolltest, was ja ganz reizend wäre, — mit Dir sein und plaudern.“

Und nach der freundlichen, fast glücklichen Beispielung ihrer Schwester, die sie inzwischen wegen ihres Verhaltens am Sterbetage Bilhards durch einen äußerst geschickt abgefaßten Brief, auf den Martha auch geantwortet, völlig wieder versöhnt hatte, fuhr sie fort:

„Ach, Martha, noch habe ich Dir auch gar nicht mündlich gedankt, daß Du inmitten der Trauerzeit daran dachtest, mir den Rest der zugesagten Summe zu schicken.

„Nein, nein — so etwas“ — betonte Georgine, als ihre Schwester den Dank bescheiden abwehrte — „kannst auch nur Du thun, Du beste der Menschen! Uebrigens, wie ist's eigentlich, hast Du die Absicht, das Geschäft jetzt aufzugeben?“

„Aufgeben, liebste Georgine?“ fragte Martha erstaunt, glitt mit der Linken über die Stirn und sah gleichzeitig mit einem gewissen Neid auf den neuen, prachtvollen seidenen Mantel, mit dem ihre Schwester bekleidet war. „Wovon sollte ich denn leben? Es ist doch fast garnicht anders geworden. Ja, freilich, den Rath meines lieben Verstorbenen entbehre ich ja, das ist richtig, ich habe Keinen mehr, der meine Sorgen theilt und mir sie dadurch erleichtert.“ — Hier seufzte Martha ehrlich und trocknete die sich hervordrängenden Thränen in ihren guten, blauen Augen — „aber sonst — ich hatte doch stets allein die Leitung von Allem. Und wie meinst Du, daß ich es anfangen sollte! Ich verstehe nicht —“

(Fortsetzung folgt.)

Theater, Kunst, Wissenschaft.

O. N. H. In den „Ehrbaren Mädchen“ von Marco Praga haben wir gestern im „Deutschen Theater“ das erste Stück der modernen italienischen Bühne kennen gelernt, das eine literarische Würdigung verträgt. Zwar ist Praga nicht — wenigstens in diesem Schauspiel nicht — wie der Ruf ging, der Bahnbrecher einer neuen realistischen Bühnenkunst, er steckt im Gegentheil noch mit der größeren Hälfte seines Wesens in alten Konventionen, und zwar sowohl ästhetisch wie moralisch, in der Führung der Fabel wie in der Behandlung der Konflikte; — dabei aber verräth er gleichzeitig eine starke Fähigkeit, Menschen anzuschauen und darzustellen, wirksame Situationen zu schaffen und einen Gesellschaftskreis zu charakterisiren. Die „ehrbaren Mädchen“ sind die Töchter einer Wittwe, welche nach Männern sind und dabei so zahlreiche faux pas begehen, daß sie, ohne physiologisch an ihrer Ehrbarkeit gelitten zu haben, sich kompromittiren und in Gesellschaftsschichten, in denen sie ihre Männer suchen, als Mädchen gelten, die man nicht heirathet.“ Und die einzige von ihnen, die innerlich anständig geblieben ist, gerade sie ist nicht mehr „ehrbar“; sie hat eine Ehre dangengenheit. Leider hat der Verfasser mit der schlecht nachgeahmten Technik eines Sardou das Geheimniß dieser Vergangenheit in den Mittelpunkt der Fabel gerückt und so über einer roh stofflichen Spannung das letzte und beste, die Vermenschlichung seiner Charaktere versäumt. Die Darstellung war nicht durchweg glücklich. Prächtig war Fräulein Elsa Lehmann als die leichtsinnigste der drei Schwestern, als die simpel verdummelte Nini, gut und klug Fräulein Reisenhofer als die kluge und berechnende Schwester, die abwartende Selena, voll heißer, vielleicht zu heißer Beseelung Frau Geßner als Paolina, die älteste, gefallene und doch einzig vornehme Schwester. Die Mutter dieser drei Grazien gab Frau Garlen wohl ein wenig zu frauhaft. Die tiefen Verbeugungen und behäbig-schwabhaften Manieren sind schlechter deutscher Kulissengeschmack. Unter den Herren wurde nur Herr Nissen seiner Rolle als raisonnirender, die Handlung als Chorus begleitender Hausfreund Olgiati gerecht. Pläffer als blaß war der zweite Hausfreund Cantoni in der Dichtung und im Spiel. Hätte der Verfasser sich diese Verdoppelung des landesüblichen Raisonneurs geschenkt, so hätte er die unbeholfensten Szenen vermieden, in denen das Milieu durch Erzählung statt durch Handlung entwickelt wird. Eine komische Charge (Marchese Zoppi) gab Herr Kühle mit albernen Mitteln, die auf der Bühne des Deutschen Theaters unerlaubt sein sollten. Wo ist denn Herr Engels? Am verstelltesten wurde leider die männliche Hauptrolle dargestellt (Dario Carocci, der Liebhaber); Herr Barthels, der Kain ersehen soll, scheint mit Kain das Loos zu theilen, in modernen Stücken keine gute Figur zu machen. Er bewegte und sprach, wie wenn er in der Rolle erstickt wollte. Sein schleppendes Tempo und sein zages Auftreten ließen zweifeln auf ein Unvermögen schließen. Hier wäre Herr Sommerstorff am Platze gewesen. Spielte er vielleicht deshalb nicht die Rolle, weil er der — übrigens gründlich und gewandte — Ueberseher ist? Auf derselben Bühne spielte Herr Kadelburg als Autor die Hauptrollen seiner Stücke.

Der Verfasser wurde nach jedem Akte mehrfach herausgerufen. Auf das Stück komme ich morgen ausführlicher zurück.

*

F. E. Richard Voß' dreiaktiges Drama „Wehe den Besiegten (das genau vor drei Jahren im deutschen Landestheater zu Prag seine Erstaufführung erlebte) hat gestern im Berliner Theater eine, nach dem äußeren Beifall zu schließen, sehr tiefgehende Wirkung erzielt. In der That ist es schwer, gegenüber der gewaltigen dramatischen Kraft des Autors kühl zu bleiben und die einzelnen Szenen und Gestalten des Dramas sofort nüchtern auf ihren Kern an Wahrheit und ihre Daseinsberechtigung zu prüfen. Bei näherem Zusehen freilich sieht man neben den blendenden Lichtpunkten des Dramas die schweren Schatten lagern. Da ist vor allem die Behandlung des Stoffes. Dem Dichter wird keiner das Recht verschränken wollen, eine markante historische Persönlichkeit, wie die des ersten Napoleon,